

Erstes Buch.

Erste Regungen der christlichen Kunst.

Von Gallienus bis zum Untergange des
weströmischen Reiches.

Erstes Kapitel.

Historische Uebersicht.

Die Zeit der Auflösung des weströmischen Reiches ist eine der interessantesten und lehrreichsten der Weltgeschichte; nicht für den oberflächlichen Blick, der hier die ruhig schönen und grossen Gestalten der griechisch-römischen Vorzeit vermisst, wohl aber für eine tiefere Auffassung. Die Posaunen des Gerichts ertönen über den römischen Erdkreis hin, das Feststehende wankt und stürzt, chaotisch mischen sich die Elemente und eine neue Ordnung der Dinge zeigt sich in ihren ersten Keimen. Auch für die Kunst, so wenig bedeutend sie hier erscheint, ist diese Periode wichtiger, als man gewöhnlich zugesteht.

Der Zustand der römischen Welt unter den Kaisern des zweiten Jahrhunderts war im Ganzen ein sehr glänzender; das Reich in alter Gewohnheit des Gehorsams völlig beruhigt, die Wohlfahrt durch regen Verkehr befördert, durch langerprobte Gesetze, durch regelmässige und sorgsame Verwaltung geschützt, die Sitte mässig und milde, Kunst und Wissenschaft von den Vorfahren überliefert. Alles schien fest, sicher, wohlthätig. War auch der Thron der Cäsarn nicht immer von so gerechten und weisen Herrschern, wie die Geschlechter der Flavier und Antonine sie hervorbrachten, besetzt, auf die Ruhe des Reiches hatte selbst ein Nero keinen erschütternden Einfluss ausgeübt. Grausamkeit und Laster der Fürsten wirkten nur für ihre Umgebungen, höchstens für die Hauptstadt, verderblich; der Bau des Ganzen stand mächtig und fest, wie sehr auch seine Spitze schwanken mochte.

Aber diese äussere Ruhe war täuschend; schon längst deuteten einzelne, feinere Zeichen auf eine nahende Gefahr und manches edle Gemüth war von bangem Vorgefühl bedrückt. Immer drohender gestalteten sich die Ereignisse. Ein Kaiser, Valerian, fiel in die schmachvolle Gefangenschaft der Parther, unter seinem schwachen Sohne Gallienus zeigte sich die Zwietracht in allen Theilen des Reiches. Während Empörer (die sogenannten dreissig Tyrannen) in den Provinzen hadern, dringen die Gothen bis in das Herz griechischer Sitte, bis nach Asien, wie zum Warnungszeichen zerstören sie das uralte Heiligthum der Diana von Ephesus.

Noch einmal siegte Roms altes Glück, aber jetzt konnte man sich nicht mehr verhehlen, dass der Zustand der Dinge ein gefährlicher sei. Der Zufall, oder der warnende Schrecken, welcher die Völker durchzitterte, liess nun eine Reihe von kräftigen und wohlmeinenden Herrschern den Thron besteigen, den siegreichen Aurelian, den erfahrenen, redlichen Tacitus, Probus und Diocletian. Daher wurden Heilmittel mancher Art versucht, um dem Uebel zu steuern; strengere Disciplin der Heere, Aufnahme von Barbaren in den Sold des Reiches, grosse legislatorische Thätigkeit; dann bald die Vermehrung der Mitregenten, um den Ehrgeiz der Feldherrn in den entfernten Provinzen zu unterdrücken, eine durchgreifend neue Gestaltung der Beamtenhierarchie. Endlich die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz, bald darauf die Trennung beider Theile des Reiches. Auch Constantins Begünstigung des Christenthums und selbst Julians Abfall gehören in die Reihe dieser Versuche. Allein vergebens, die Wucht des ungeheuern Gebäudes spottet der schwachen Stützen; immer sichtbarer lösen sich die Fugen, langsam und majestätisch neigen sich die Massen, bis endlich wenigstens der eine Theil krachend einstürzt und weit umher die Welt mit seinen Riesentrümmern bedeckt.

Gerade diese vergeblichen Versuche, das Reich zu erhalten, machen das Schauspiel seines Sturzes so tief ergreifend. Nicht die Barbaren haben Rom überwunden; Cäsars Legionen hätten sie leicht zurückgehalten. Nicht die Laster und Verbrechen blutdürstiger Tyrannen oder thörichter Jünglinge auf dem Throne untergruben die Macht des Reiches; was Menschen verderben, hätten Menschen wieder herstellen können. Hier scheiterte das redlichste Bemühen; das Verderben kam heran wie eine Naturkraft, gegen welche Geist, Einheit und Tüchtigkeit nichts vermögen. Rom fiel, weil sein Schicksal vollendet war, weil die Seele, die den gewaltigen Körper belebt hatte, abstarb. Alles Menschliche besteht nur durch begeisterten, zuversichtlichen Glauben. Sobald dieser wankt, verschwindet die Kraft des sichern Entschlusses, die Handlungen werden ohne Wärme und Eifer ausgeführt, die Gebräuche gedankenlos und matt beibehalten. Das Leben weicht allmählig aus dem körperlichen Dasein des Volkes, seine Glieder ster-

ben ab und der Egoismus greift, wie eine zerstörende Krankheit, ungehindert um sich. Der Verfall des römischen Reiches hatte seinen Grund in den Schicksalen der Religiosität.

Von Anfang an waren die Römer nichts weniger als spröde oder ausschliessend in Beziehung auf den theologischen Inhalt der Religion. Schon die Etrusker hatten sich den griechischen Mythen leicht zugänglich bewiesen, die Römer identificirten ihre einheimischen Gottheiten ohne Schwierigkeit mit den griechischen. Jene heidnische Toleranz, welche die Religion als ein gemeinsames Erbtheil des menschlichen Geschlechts ansieht und die Götter anruft, welchen Namen sie auch führen mögen, war bei ihnen noch grösser als bei den Griechen. Die Religion bestand wesentlich in der Bereitwilligkeit der Verehrung, und die Toleranz, man kann vielleicht sagen die Gleichgültigkeit, gegen den Inhalt der Mythen und gegen die Namen der Götter war sogar ein Ausfluss der Frömmigkeit. Daher waren ihnen die Religionen, welche im Besitze eines wahren Glaubens zu sein behaupteten und deshalb den Andern die rechte Religiosität absprachen, wie die jüdische und später die christliche, unverständlich und als menschenfeindlich und atheistisch verhasst. Die Beziehung der Religion auf das Leben und auf die Moral rief zwar zur Zeit der Republik Verbote gegen Mysterien und fremde Religionen hervor, aber auch die römische Moral war, wie wir gesehen haben, mehr auf die äussere Erscheinung als auf das Innere, mehr auf Würde als auf Gefühl gerichtet, die Rücksicht auf die Erhaltung des Staates lag dabei wesentlich zum Grunde. Wenn wir die Schriften der Römer selbst aus der republikanischen Zeit betrachten, so finden wir schon damals bei den Gebildeten den Glauben an die Realität der Götter völlig erschüttert. Die griechischen Philosophien, welche sie auf einer viel frühern Stufe ihrer Entwicklung empfingen als die war auf der sie bei den Griechen selbst entstanden, nahmen vermöge des praktischen Sinnes der Römer bei ihnen viel deutlicher die Gestalt moralisch-religiöser Systeme an, neben welchen die Volksreligion als etwas bloss Conventionelles erschien. Dass sie dennoch den Göttern opfern konnten, ohne ein Gefühl von Heuchelei, ist nur aus jener heidnischen Auffassung des religiösen Elements und aus einer moralischen Ansicht, für welche der äussere Schein etwas sehr Wichtiges und Heiliges war, zu erklären. Daher kam es denn auch, dass diese Freigeisterei der Gebildeten auf die Religiosität des Volkes eigentlich keinen Einfluss hatte. Sie blieb in der Verstandesregion und liess das Herz unberührt. Das Wesentliche war den Philosophen und den frommen Verehrern der Götter gemeinsam: der Glaube an eine göttliche Ordnung der moralischen Welt, an eine Heiligkeit des Staates, an eine Verbindung der Völker unter der Herrschaft der Civilisation und des wenn gleich ziemlich äusserlich aufgefassten Rechtsbegriffs.

Ein egoistisches Element war dann freilich auch darin und verlieh diesem Glauben eine höhere Wärme. Jene altitalische Fortuna, welche sich zur Roma gestaltete, war die eigentliche Göttin des römischen Volkes. So lange es auf die Erweiterung des römischen Reiches, dann unter den ersten Kaisern auf die gute Verwaltung desselben ankam, war dieser Cultus noch ein höchst begeisterter. Die Begeisterung erlosch, als das Werk vollbracht, als keine Eroberungen mehr zu machen, als auch die Leiden und Zweifel der ersten Kaiserregierungen vorüber waren. Die vortrefflichen Fürsten aus dem flavischen und antoninischen Geschlechte brachten dann noch die Frage der Verwaltung zur Vollendung und der Geist musste sich nun auf etwas Anderes richten. Die griechische Religiosität war der römischen freilich sehr verwandt, aber doch abweichend; auch sie hatte zunächst eine äussere sittliche Ordnung im Auge, aber dieses Aeusserliche war nicht so entschieden der hauptsächlichste Gesichtspunkt. Die innere Schönheit des Menschen, etwas Idealeres und Allgemeineres schwebte ihr vor. Ihre Sittlichkeit hatte auch nicht den Schein des Conventiellen, sondern machte auf Natürlichkeit Anspruch. Ueberdies hatte die griechische Weltansicht, als die Römer mit ihr in nähere Berührung kamen, schon jene nationale und politische Beziehung mehr verloren, das allgemeine Menschliche war deutlich hervorgetreten, und jene asiatischen Lehren von einer Natureinheit hatten Eingang und Ausbildung gefunden. Je mehr nun römische und griechische Auffassung sich verschmolzen, je mehr die praktische Richtung der Italiener sich der freiphantastischen Mythen und Philosopheme der Griechen bemächtigte, desto mehr musste man fühlen, dass jene äussere Weltordnung nicht das Höchste sei. Man erkannte in ihr einen blossen Schein, man suchte nach dem Wesen, das dahinter verborgen sein musste. Die Aufgaben und Zweifel, welche früher nur als müssige und geistreiche Unterhaltung die edlen Römer beschäftigt hatten, wurden nun eine Herzensangelegenheit des Volkes. Die Gemüther wurden beunruhigt, geängstet; zweifelnd an den alten Göttern, suchten sie neue, mehr verheissende. Wie schon früher Alexandrien, so wurde nun Rom in viel grösserem Maassstabe und mit viel tieferer Wirkung der Sitz einer Vermischung aller Religionen. Was damals in philosophischen Secten vorgearbeitet war, fand Eingang in das Volk in religiöser Gestalt. Jeder Schwärmer, jeder Priester entarteter orientalischer Traditionen wurde nunmehr gern gehört und bildete sich gläubige Anhänger. Die Götter aller der Länder, welche das römische Schwert besiegt hatte, schienen sich aufzulehnen und, ihren natürlichen Boden verlassend, das ganze Reich ihrer Herrscher in Besitz zu nehmen. Wie sehr die Bacchischen Lehren um sich griffen, sahen wir schon an den Darstellungen der Sarkophage. Aber auch die ägyptischen Mysterien der Isis und des Serapis, schon frühe in Rom bekannt, wurden nun eifriger

gesucht; der Dienst des persischen Mithras verbreitete sich bis unter die gallischen und germanischen Legionen, wie die zahlreich vorgefundenen Denkmäler unserer nordischen Länder beweisen. Syrischer Sonnencultus kam schon durch Septimius Severus in die Hauptstadt, endlich sogar ein Priester desselben, Heliogabal, auf den Thron. Daneben aber griffen mysteriöse Lehren um sich, die an den einheimischen Cultus sich anschlossen und einen oder den andern der hellenischen oder italischen Götter zum Pantheos, zum Allgotte, als Haupt der andern Götter erhoben. Auch dies war eine Wirkung jener asiatischen Lehren.

Die griechischen Göttersagen, wenn auch aus religiösen Darstellungen des Naturlaufes entstanden, hatten durch die dichterische Phantasie der Griechen das Gepräge dieses Ursprungs ganz verloren. In jenen asiatischen Lehren dagegen sind diese Naturanschauungen nur schwach verhüllt, und zwar sind es stets solche, welche auf das Leben der Natur im Ganzen hindeuten; sie beziehen sich meistens auf das Verhältniss der befruchtenden Sonne zur Erde. Sie führten daher im Gegensatze gegen die individualisirte Mannigfaltigkeit der griechischen Götter auf eine allgemeinere, grössere Einheit, auf das All der Natur hin, und näherten sich in ihrem Resultate jenen andern phantastischen Schwärmereien, in welchen die persönlichen Götter zu einer All-Einheit verschmolzen wurden. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Mythen ist, dass die Gottheit darin nicht, wie die griechischen Götter, in ungetrübter Seligkeit und Heiligkeit erscheint, sondern auch als leidend aufgefasst wird, wobei denn eine mythische Verhüllung oder wenn man will Erklärung des winterlichen Absterbens der Natur zum Grunde liegt. So wurde in der ägyptischen Priesterlehre der Sonnengott Osiris getödtet und zerstückelt, so war Adonis, den die Griechen zum Helden einer rührenden Sage gemacht hatten, in den asiatischen Geheimlehren nur eine andere Personification des Sonnengottes, dessen Verschwinden mit ausschweifender Klage, dessen Wiederfinden mit Freudenfesten gefeiert wurde. Auch dem wenig bekannten Mythos des persischen Mithras scheint eine Anspielung auf das Erdleben im Kreise der Jahreszeiten zum Grunde gelegen zu haben. Die Bilder zeigen uns Mithras als einen schlanken Jüngling in persischer Tracht, welcher auf einem hingesunkenen Stier kniet, ihn mit einem Dolche durchbohrt, während manche Zeichen des Thierkreises, auch wohl die Bilder von Sonne und Mond ihn umgeben. Ohne Zweifel war in diesen Lehren, wie ja die Natur selbst in dem Laufe der Jahreszeiten ein Absterben und eine Wiederbelebung zeigt, die Todesklage nicht ohne eine Hoffnung auf ein Wiedererwachen. Wir sehen daher in ihnen manche Anklänge an Gedanken, welche in der christlichen Offenbarung ausgesprochen sind; die Einheit der göttlichen Natur, das Leiden oder Sühnopfer, die Unsterblichkeit der Seele. Aber das, was im Evan-

gelium mit bewusster Klarheit und ruhiger Zuversicht geboten wird, war dort in trüber Mischung mit sinnlichen Elementen und mit einer beängstigenden Unsicherheit gelehrt. Daher verband sich mit diesen Geheimlehren auch die Sucht nach Zaubermitteln, nach Amuleten und Wundern, die Furcht vor dem Einflusse feindlicher Mächte. Die alte Vorliebe der italischen Völker für Zeichendeuterei und Wahrsagerkünste, die selbst in den hellsten Tagen römischer Bildung nicht ganz erloschen war, wallfahretete gleichsam über das heitere Griechenland fort in den Orient, um hier an den schwülstigen und unklaren Bildern vorzeitlicher Traditionen neue Nahrung zu finden. Jene hellenische Richtung, sich alles in bestimmter Begränzung und in klaren Umrissen individualisirt und gestaltet zu denken, wich immer mehr der wilden, phantastischen Vorstellungsweise des Orients, in welcher aus dem Grundgedanken einer Ureinheit die Erscheinungen flüchtig und wechselnd aufsteigen und wieder versinken, wo keine dem Auge sich deutlich und bleibend darstellt und zu voller Gestalt sich ausbildet.

Der Kunstsinn litt unmittelbar durch diese religiösen Verirrungen. Hässliche Gestalten aller Art, widerliche Ausgeburten der unregelmäßigen wilden Phantasie der Orientalen mit abendländischer Bestimmtheit aufgefasst, wurden in diesen Mysterien verehrt, und in kleinern Bildern oder auf Gemmen verbreitet. Indem man sich von den heitern, lebensfrohen Gestalten der Götterbilder abwendete, wurde das Dunkle und Schauerliche für bedeutsam, das Fratzenhafte für kräftig gehalten; das Auge gewöhnte sich an das Unnatürliche, weil man es mit dem Uebernatürlichen verwechselte.

Die Tempel der Götter wurden leer, und auch die, welche vor den Altären knieeten, dachten sich den Gott nicht mehr unbefangen in seiner mythischen Gestalt, sondern suchten unter derselben ein Verborgenes, Höheres, Inneres. Die ruhige Hingebung und Liebe, die unbefangene Freude an der Schönheit war nicht mehr; der Sinn für diese wurde nicht mehr geübt.

Diese veränderte Richtung des Volksglaubens war vielleicht eine tiefere, aber dennoch wirkte sie auf die Sitte verderblich. Jene alte mannhaftige Tugend, die Anhänglichkeit an das Vaterland und seine Gesetze, die Ehrbarkeit und Mässigung der alten Römer, sie alle beruheten auf demselben Glauben an die Würde und Schönheit der äusseren Erscheinung, welcher die Götter gebildet hatte. Mit diesem Glauben zugleich verschwand ihre Bedeutung und es fehlte nun an einer festen Richtschnur des Handelns; Klügeleien und Willkür traten an die Stelle eines ehrwürdigen Herkommens, das gegenseitige Vertrauen schwand, die Bande der Pflicht und der Liebe lösten sich, und das Bewusstsein innerer Unsicherheit lähmte überall die Kraft der That. Daher denn Schwäche und Halbheit, daher unglücklich gewählte verderbliche Mittel und allmählig immer mehr Missverhält-

nisse, Unmuth und Unwillen. Auch der thörichte Stolz auf die Verdienste der Vorfahren wirkte verderblich. Das edle Selbstgefühl, das aus dem Bewusstsein eigener Kraft und Würde hervorgeht, ist erhebend und treibt zur Tugend an, der Hochmuth auf angeerbte und unverdiente Vorzüge erschläfft die Gemüther. Daher gaben sich denn die Nachkommen der edlen Häuser Roms der schimpflichsten Weichlichkeit hin. Neuen Geschlechtern und barbarischen Miethstruppen den Krieg und die Herrschaft überlassend, prahlten sie mit den eiteln Zeichen ihrer Würde, mit der Ueppigkeit des Mahles und der Tracht, füllten ihre Zeit mit der leeren Freude an Thierspielen und den Leistungen der Tänzer, und eine Seefahrt in der Bucht von Bajä, mitten unter ihren kostbaren Landhäusern, galt für eine gefährvolle, wichtige That¹⁾.

Die Geschichte dieses Verfalls der alten Welt giebt ein trauriges Bild für den, der ihre schönere Zeit mit Bewunderung betrachtet hat und nun alles so verändert sieht. Dieselbe Sprache, aber wie gemissbraucht; dieselben Namen, aber von wie unwürdigen Enkeln geführt, dieselben Gebräuche, aber wie so ganz ihrer eigentlichen Bedeutung beraubt! Allein nur eine einseitige Betrachtung nimmt bloss das Betrübende in diesem Bilde wahr, da es auch höchst Erfreuliches gewährt. Mitten unter diesem Verfall der alten Sitte drangen die ersten Keime eines höheren Zustandes aus dem Boden hervor. Das Christenthum begann die Welt zu durchbilden. Man hat darüber gestritten, ob das Christenthum diesen Verfall herbeigeführt habe, mit einem offenbaren Missverständnisse auf beiden Seiten, sowohl von denen, welche ihm eine solche Wirkung zuschrieben, als von ihren Gegnern, welche sie mit Entrüstung verneinten; denn es wäre kein Vorwurf, das Reich der heidnischen Welt gestürzt und ein Höheres an seine Stelle gesetzt zu haben. Beide Theile sind nicht ganz im Unrecht. Absichtlich und geradezu wirkte natürlich das Christenthum zum Umsturz des Reiches nicht mit, wohl aber unmittelbar, indem es manche Gemüther, und zwar oft die tiefsten und besten, dem heidnischen Staate entzog. Der neuen Lehre flossen grossentheils die Lebenssäfte zu, deren der siechende Körper des römischen Reiches bedurfte, die aber doch in ihm nicht mehr im gesunden Umlaufe waren. Alle jene verirrtten religiösen Bestrebungen waren eine Folge davon, dass man nicht mehr an die alten heidnischen Götter glaubte, dass der Sinn über ihre natürliche Aeusserlichkeit hinaus in das Höhere und Innere hineinstrebte. Sie waren daher alle aus einem wahren, begründeten Bedürfnisse der Gemüther hervorgegangen, so einseitig, willkürlich und selbst lasterhaft sie auch ausgebildet wurden. Nur das Christenthum vermochte die Sehnsucht, aus welcher sie entstanden,

¹⁾ Ammian. Marc. l. 14. c. 6. l. 28. c. 4.

wahrhaft zu befriedigen, und wirklich erhielt es so manche seiner Jünger aus den Schulen der Philosophen und aus den Weiheplätzen der Mysterien¹⁾. Diese Sehnsucht untergrub die Römerwelt, nicht das Christenthum. Aber freilich ihm kam der Verfall des Reiches zu Statten, auf seinen Trümmern erst sammelte sich frische Erde, in welcher die Saat gedeihen konnte. Jenes, in Beziehung auf die Formen des Alterthums betrübende Schauspiel hat daher auch seine erhebende Seite, es zeigt den Sieg des Christenthums.

Freilich war aber dieser Sieg kein schneller, er führte nicht sogleich zu den schönsten Resultaten, vielmehr musste eine Reihe von Jahrhunderten vorübergehen, bevor das Christenthum sich seines Sieges unbedingt erfreuen durfte. Man nimmt gewöhnlich die Regierung Constantin des Grossen als eine entscheidende Gränze der heidnischen und christlichen Aera an, weil er zuerst das Kreuz auf seine Fahnen pflanzte und die christlichen Kirchen öffnete. Allein wenn man auf die innere Umwandlung der Denkungsweise sieht, können wir hier eine solche Gränze nicht finden. Schon vor ihm hatte sich unvermerkt manches Christliche in die römischen Verhältnisse eingedrängt und sie modificirt, und nach seiner Zeit wuchs diese Einwirkung des christlichen Geistes keineswegs so schnell und bedeutend, dass man schon jetzt eine grosse Veränderung wahrnehmen könnte.

Vielmehr bildete diese ganze Periode, ungeachtet der verschiedenen widerstrebenden Elemente des heidnischen und christlichen Geistes, die in ihr wogten, in Beziehung auf das geistige Leben, auf Stimmung und Richtung der Gemüther dennoch ein Ganzes, einen untrennbaren Verlauf, in welchem der Verfall der antiken Weise und die Förderung des christlichen Sinnes oder doch verwandter, wenn auch entarteter Gefühle gleichmässig fortschritten. Denn Keiner vermochte sich den Einflüssen dieser christlichen Richtung ganz zu entziehen²⁾. Deutlich sehen wir dies an den

¹⁾ Nonnus, im vierten Jahrhundert in Aegypten, der Verfasser einer metrischen Umschreibung des Johanneischen Evangeliums, schrieb auch *Dionysiaca*. Schröckh, Kirchengeschichte B. 7. S. 93.

²⁾ Die Sprache selbst erlitt durch die Einwirkung des Christenthums wesentliche Veränderungen. Das Griechische im Volksgebrauch des westlichen Asiens hatte schon den Einfluss der einheimischen Dialekte erfahren, und diese veränderte Sprache war die des neuen Testaments. Die Verfasser desselben schlossen sich im religiösen Ausdruck noch enger, als es in der Sprache des Verkehrs geschehen war, an das Hebräische an; sie fanden die Vorarbeiten dazu in der griechischen Uebersetzung des alten Testaments, welche seit dem 3. Jahrhundert vor Christo in Alexandrien entstanden war und unter dem Namen der Septuaginta bekannt ist (Winer, Grammatik des neutest. Sprachidioms. S. 37 ff.). Bei der Verbreitung des Christenthums im weströmischen Reiche und bei den verschiedenen Uebersetzungen der heiligen Urkunden in das Lateinische erfuhr auch dieses gleiche Umwandlung. Schon bei Tertullian ist sie zu erkennen.

Vertheidigern des Heidenthums, an den neuplatonischen Philosophen, welche den alten Göttergestalten andere Gedanken unterzulegen suchten und ihre Vielheit auf eine innere Einheit göttlichen Lebens zurück deuteten, an dem Kaiser Julian, dem Abtrünnigen, welcher dem ihm verhassten Christenthume seine moralische Kraft, seine Liebesäusserungen und Wohlthätigkeit zu entlehnen strebte¹⁾. Aber ebenso waren auch die Christen, wenigstens in ihrer Mehrzahl, nicht ganz von einem Ueberreste heidnischen Geistes frei. Jene christlichen Gemeinden, wie sie sich unter dem Drucke der Verachtung und der Verfolgung ausbildeten, gehören zu den schönsten Erscheinungen. Hingebende Frömmigkeit, Glaubensmuth, unerschütterliche Festigkeit, dann wieder die Sittenreinheit, der brüderliche, milde Ton, der sich in ihnen bildete, die Anhänglichkeit an die Genossen der Liebesmahle, an die stille Häuslichkeit der Familie, alle diese Züge zusammen geben ein erfreuliches und nachahmungswürdiges Bild. Aber in seiner Reinheit konnte dieser christliche Geist nur so lange bestehen, als er sich einsam und abgesondert von dem öffentlichen Leben hielt; bei jedem Heraustreten musste er sich heidnischer Sitte und Gesetze bedienen und dadurch in Zwiespalt mit sich gerathen. Für die Gestaltung eines eigenen Staates, eigener öffentlicher Verhältnisse war er noch nicht reif, wie dies die Geschichte nach der Anerkennung des Christenthums durch Constantin nur allzudeutlich zeigt.

Neben der stillen Wirksamkeit des neuen Geistes in der Verborgenheit christlicher Familien und Zusammenkünfte wogte das äussere Leben in bunter Verwirrung. Schon die Mischung der Völker liess eine Einheit der Sitte nicht mehr aufkommen. In Rom selbst sah man den weiten Talar des Orientalen, den kurzen Rock und das Beinkleid des hoch aufgeschossenen langhaarigen Germanen neben der Toga und Tunica der Eingeborenen. Und auch diese hatten manches Fremdartige und Phantastische

Der heil. Augustin ist sich dessen bewusst; er bemerkt, dass die, welche von Jugend auf mit der Heiligen Schrift auferzogen und genährt worden sind, sich über anderweitige Redensarten der klassischen Schriftsteller verwundern und sie für weniger lateinisch halten (*de doctrina christiana* II. c. 15). Im 5. und 6. Jahrhundert ist der ganze lateinische Ausdruck durchzogen von christlicher Denkweise.

¹⁾ Noch deutlicher sehen wir diese Mischung des Heidnischen und Christlichen bei denen, welche keiner beider Lehren mit Eifer anhängen. So bei dem Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Dass er nicht Christ war, geht aus den Vorwürfen, welche er an mehreren Orten den Christen macht, und mehr noch aus dem Lobe, welches er dem abtrünnigen Julian freigebig ertheilt, deutlich hervor. Dennoch scheint er an Einen Gott zu glauben (*Erat tamen pro nobis aeternum Dei coelestis numen* lib. 25. c. 7), und dem Christenthume, wenn es nur einfach gehalten würde, nicht abgeneigt zu sein (*Christianam religionem absolutam et simplicem anili superstitione confundens*, sagt er von dem Kaiser Constantius lib. 21. c. 16).

angenommen, die Mode begann schon ihre launenhafte Herrschaft zu führen¹⁾. Ebenso waren denn auch neue Sitten mit der Ueppigkeit einer alten Civilisation gemischt. Die letzte Spur jener frühern Mässigkeit war gewichen, man bewegte sich nur in den Extremen, in geistiger Absonderung oder im sinnlich Schwülstigen. Nicht blos die schönen Zeiten republikanischer Einfachheit, wo der Bürger nur mit dem Bürger verkehrte, waren längst vorüber, auch die grossartige Einheit der römischen Herrschaft, wo der ganze Erdkreis von derselben Bildung durchdrungen war, gehörte schon der Vergangenheit an. Die Aufgabe und das Ziel des Lebens stand nicht mehr klar vor den Gemüthern und konnte nicht mehr zu genialer, kräftiger Ausführung begeistern. Die grossen Erscheinungen der Vorzeit, die Scipionen und Catonen, Cäsar und Augustus, die Heroen der Vaterlandsliebe und der Freiheit, und selbst die des Ehrgeizes und der Herrschsucht kehrten nicht wieder; so klare in sich abgerundete Gestalten entstanden nicht mehr. Selbst für Ausübung der Tugenden eines Regenten war der Boden zu schlüpfrig geworden. Weder dem Julian, obgleich er Gegner des Christenthums war, noch dem Theodosius kann man Seelengrösse absprechen, aber es drängte sich überall ein Zug des Gekünstelten, Absichtsvollen oder des Gewaltamen ein, welcher die freie Entwicklung der Charaktere nicht gestattete. Günstiger und einfacher war unstreitig die Aufgabe christlicher Bischöfe, und wirklich zeigen sich unter ihnen wahrhaft erhebende Erscheinungen. Aber auch hier liess es der Streit über tief sinnige Dogmen und die Unsicherheit über das, was zur Erreichung des fernern Zieles nöthig war, selten zu einer wahrhaft grossartigen Ausbildung des Charakters kommen. Ueberall war die Macht der Umstände stärker als die Kraft des Willens. Das launenhafte Glück spielte ein freieres Spiel, seine Kronen vertheilte es nach Gunst; sie waren nicht mehr das Ziel und der Preis des Würdigen, des Beharrlichen, sie sassen auch lose auf dem Haupte und waren ein zweideutiges Geschenk. Elend und Tod gränzten nahe an die Pracht des Palastes. Die Hand bebte zurück vor dem Diadem so vieler Mörder und Gemordeten, Mancher verschmähte

¹⁾ Man trug z. B. Kleider von künstlich gewebtem Stoffe mit einem durchsichtigen Einschlage, welcher, wenn das Licht bei den Bewegungen des Armes durchschien, Gestalten von Thieren bildete. Amm. Marc. libr. XIV. c. 6. Eine Eisenrüstung, durch leicht bewegliche Schienen sich dem Körper anschmiegend, eine persische Tracht, war bei den kaiserlichen Gardien in Gebrauch; „ut Praxitelis manu polita crederes simulacra, non viros.“ eod. XVI. 10. Selbst der Beschützer des Christenthums, Constantin, huldigte dem barbarischen Geschmack der Zeit; die Geschichtschreiber schildern, und sein heidnischer Nachfolger Julian bespöttelt, dass er sich durch die Pracht seines Anzuges, das golddurchwirkte Kleid, die Hals- und Armبänder, durch die Menge der Perlen, die man selbst an seiner Fussbekleidung wahrnahm, auszeichnete. Gibbon. Kap. 18.

die Herrschaft, oder entsagte ihr, nachdem er sie gekostet. Die menschliche Kraft war schwach, der Zufall mächtiger geworden. Das Auge wurde auf sein buntes Spiel aufmerksam, es regte sich ein Sinn des Abenteuers und der Kühnheit, der Vorbote des künftigen Ritterthums. Die Sage sammelte Stoffe, deren sich der romantische Geist der spätern Jahrhunderte leicht bemächtigte.

Bei diesem unruhigen Treiben verlor der Sinn die Fähigkeit, sich in einfachen Gestalten und klaren Umrissen auszusprechen und zu empfinden. In jedem Worte der Schriftsteller dieser Zeit werden wir es gewahr. Die klassischen Formen der Vorzeit konnte man wohl bewundern, aber selbst in der Nachahmung zerstörten bizarre Wendungen den Vers, gehäufte übertriebene Beiwörter die Prosa. Der Sinn war auf das Wunderbare und Gewaltige gerichtet, dem doch die Lage der Dinge nicht entsprach; man gefiel sich in schweren, schwülstigen Formen und verliess durchweg das Natürliche und Einfache. Daher die unzeitige Einmischung von Metaphern und Citaten, die Häufung fremdartiger und neugebildeter Wörter, endlich die ungehörige Herbeiziehung allgemeiner Betrachtungen bei den einfachsten Gegenständen, deren Begründung aus den nächsten und bekanntesten Rücksichten hervorgehen musste. Besonders auffallend ist dies bei den Gesetzen, wo dem Befehl, der seiner Natur nach kurz sein müsste, stets die weitläufigsten Gründe vorausgeschickt sind. Aber auch sonst, in jedem Worte, das jene Zeit uns überliefert, können wir diese Unklarheit, diese ungehörige Verbindung verschiedenartiger Elemente beobachten. Es war nicht der falsche Geschmack Einzelner, sondern ein Fehler, welcher der ganzen Bildung, dem geistigen Medium anhaftete, in welchem sich alle Mittheilung bewegte. Weder der klare, praktische Blick des Staatsmanns und Geschichtschreibers, noch die reine Gesinnung und der erhabene Ernst des christlichen Denkers vermochten dagegen zu schützen; die Erzählungen des Ammianus Marcellinus und die tiefsinnigen philosophischen Gedanken des Augustinus sind mit gleicher schwülstiger Ueberladung vorgetragen wie die hohlen Phrasen des gewöhnlichen Sophisten oder des schmeichlerischen Redners.

Auf denselben Ursachen wie dieser Verfall der Literatur beruhte auch der der bildenden Kunst. Man hat diesen häufig aus ganz andern Gründen erklären wollen, aus der Abneigung der Christen gegen die aus dem Heidenthume stammende Kunst, aus der Zerstörung der Tempel und Götterbilder, durch welche die Vorbilder und Mittel zur Erhaltung des guten Geschmacks und der künstlerischen Technik entzogen seien. Allein nichts von dem Allen fand in dem Maasse statt, um den Verfall der Kunst herbeizuführen. Der Bilderhass einzelner Kirchenväter und Secten erlangte niemals weite Verbreitung und wich sehr frühe der auch unter den Christen

erwachenden Neigung, sich mit Zeichen und Bildern ihrer heiligen Gegenstände zu umgeben. Zerstörungen heidnischer Tempel kamen zwar wiederholt vor, bald durch Gewaltthat aufgeregter Volkshaufen, bald durch die Behörden und auf den Befehl der christlichen Kaiser, aber keineswegs in der Weise und in dem Umfange, dass es der Kunst nachtheilig sein konnte. Constantin liess nur solche Tempel mit ihren Götterbildern zerstören, welche die Sitze eines unsittlichen Cultus waren; seine nächsten Nachfolger verboten die Opfer an heidnischen Altären und behandelten zuweilen die überdies zum Theil bereits verlassen und verfallenden Tempel als herrenloses Gut, das sie zu Gunsten ihres Schatzes einzogen oder an Günstlinge oder christliche Gemeinden verschenkten. Nach der heidnischen Reaction Julians traten die christlichen Kaiser noch entschiedener gegen den heidnischen Cultus auf, aber sie unterschieden nun auch ausdrücklich zwischen diesem und den ihm ehemals geweihten Gebäuden und Kunstwerken. Theodosius gebietet sogar, dass der Tempel zu Osdroëna geöffnet bleiben solle, da die darin befindlichen Götterbilder nicht nach ihrer religiösen Bedeutung, sondern nach ihrem Kunstwerthe zu beurtheilen seien. Honorius verfuhr zwar gewaltsamer; in einer Verordnung vom Jahre 399 bestimmt er, dass alle Tempel auf dem Lande (in agris) zerstört werden sollten (diruantur); aber schon dieser Unterschied zwischen den städtischen und ländlichen Tempeln deutet an, dass er es nur auf solche abgesehen, die keinen Kunstwerth hatten. Auch erläutert er in Folge specieller Anfragen noch in demselben Jahre dies Gebot: die Opfer habe er verboten, aber die Zierden des öffentlichen Lebens wolle er erhalten wissen. Wenn die unerlaubten Dinge (er meint ohne Zweifel Altäre und Opfergeräth) entfernt seien, solle Niemand wagen, das Gebäude zu zerstören; dieses solle vielmehr vollständig erhalten werden. Auch die Geistlichen gingen nicht weiter; eine afrikanische Synode gestattete ausdrücklich nur die Zerstörung solcher Tempel, welche auf den Feldern oder an entlegenen Stellen ständen und nicht zur Zierde gereichten. Etwas stärker lautet dann eine Verordnung des jüngeren Theodosius vom Jahre 426, welche alle heidnischen Tempel, wo sie noch vollständig (integra) erhalten wären, zu zerstören und durch Anbringung des ehrwürdigen Zeichens der christlichen Religion zu sühnen (expiari) gebietet. Allein schon die Erwähnung des vollständigen Erhaltens zeigt, dass der Kaiser nur solche Tempel im Auge hatte, aus denen noch nicht, nach dem Ausdrücke des Honorius die „unerlaubten Dinge“, Altäre und Opfergeräth, entfernt waren, dass auch er also nur gegen den heidnischen Cultus, nicht gegen die Gebäude wüthete; ja der Zusatz der Entsühnung durch das Kreuzeszeichen deutet geradezu darauf hin, dass er diese erhalten und nur dem christlichen Dienste gewidmet wissen wollte. Und so wurde jedenfalls seine Verordnung aufgefasst und ausgeführt, wie dies ein gleich-

zeitiger Schriftsteller bezeugt und die zahllosen heidnischen Tempel beweisen, welche noch jetzt als christliche Kirchen erhalten sind oder nach den auf uns gekommenen Nachrichten in solche verwandelt wurden¹⁾.

Noch weniger liess man sich, abgesehen von einzelnen Excessen des Fanatismus, zu einer Zerstörung von künstlerisch werthvollen Statuen verleiten; sie waren vielmehr ein Gegenstand grosser Werthschätzung. Trotzdem, dass die Kunst verfiel, und eben weil man sich dessen bewusst war, hielten auch die christlich gewordenen Römer und Griechen diese Schöpfungen ihrer Vorzeit, auch dann wenn es Götterbilder waren, in hoher Achtung. Constantin bot alles auf, um seine neue Residenz mit Statuen zu schmücken; alle grösseren Städte des Reiches, nicht bloss die griechischen, sondern selbst Rom, mussten zu diesem Zwecke etwas von ihrem alten Besitze hergeben. Nicht bloss die Paläste, Thermen und öffentlichen Hallen wurden damit geschmückt, sondern selbst die Kirchen. Die Sophienkirche enthielt mehrere Hunderte, ein wahres Museum, das dann bei dem Brande unter Justinian litt, doch so, dass noch etwa siebenzig aus dem Schutt hervorgezogen und aufgestellt werden konnten. Die meisten dieser Statuen aber waren natürlich Götterbilder. Das Bezeichnendste für die herrschende Auffassung ist, dass der Bischof Prudentius, also ein Geistlicher, und zwar einer, der, wenn es auf die Vertilgung heidnischer Altäre ankam, recht eifrig voranging, in einem Gedichte dem Kaiser, und zwar dem streng-orthodoxen Theodosius, eine Anrede an den römischen Senat in den Mund legt, in welcher er denselben auffordert, die Marmorbilder von entstellenden Flecken des Alters zu reinigen, und sie, die Werke grosser Künstler, als die schönsten Zierden der Stadt zu ehren²⁾. Allerdings war die Unsitte, ältere Gebäude zum Schmucke neuer zu zerstören und zu berauben, von der schon der Triumphbogen Constantins und selbst seine Kirchen Zeugnis geben, in Rom wie überall herrschend, und ebenso wenig fehlte es unter Vornehmen und Geringen an Habsüchtigen, welche sich den künstlerischen Schmuck der verlassenen Tempel anzueignen strebten. Aber dafür bestand hier von der Zeit Constantins bis in die des Ostgothen Theoderich das Amt eines Centurio nitentium rerum, eines Aufsehers über die öffentlichen Zierden, der auch über die Erhaltung der Kunstwerke zu wachen hatte.

¹⁾ Die Belege für die angeführten Thatsachen sind zusammengestellt bei Braun, die Capitele, Programm zum Winckelmannsfeste, Bonn 1849, und noch vollständiger bei Unger in seiner geschichtlichen Darstellung der byzantinischen Kunst in Ersch und Gruber Encyclopädie, Band 84. (1866). S. 302 ff. Eine Aufzählung einiger in Tempel verwandelter Kirchen bei Weingärtner, Ursprung des christlichen Kirchengebäudes, Leipzig 1858. S. 46.

²⁾ Siehe diese Verse, sowie die Belegstellen für die im Texte angeführten Thatsachen bei Unger a. a. O.

Auch werden wir später sehen, wie reich an plastischen antiken Werken Rom noch bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts war. Noch viel grösser war aber die Zahl solcher Kunstschatze in Constantinopel, mindestens bis zu der Plünderung durch das Kreuzheer im Jahre 1204.

Wie wenig jene Zerstörungswuth, der man die Schuld des künstlerischen Verfalles hat aufbürden wollen, im Sinne der Kirchenlehrer des fünften und sechsten Jahrhunderts war, beweist eine Aeusserung des heil. Augustin, der es ausdrücklich billigt, wenn Gegenstände des heidnischen Cultus, Tempel, Götterbilder, Haine, zum öffentlichen Nutzen oder zur Ehre des wahren Gottes verwendet würden; es geschehe damit nichts Anderes, als mit den Menschen, wenn sie vom Götzendienste zur wahren Religion bekehrt würden ¹⁾.

Eher als der Feindseligkeit gegen die heidnische Vorzeit könnte man der Anhänglichkeit an dieselbe, der Beibehaltung heidnischer Vorstellungen und ihrer Uebertragung auf das Christenthum einen Antheil an dem geistigen und künstlerischen Verfall zuschreiben. Constantin, den christliche Dankbarkeit mit dem Namen des Grossen geehrt hat, hielt sich aus politischen Gründen in einer bedenklichen Mitte zwischen den beiden grossen religiösen Parteien; es scheint in der That, dass gewisse Geheimlehren, namentlich der Cultus des Mithras, ihm die Brücke zum Christenthume bildeten, und auch nach seiner öffentlichen Anerkennung behielt er aus eigener Schwäche oder aus Rücksicht auf den Aberglauben des Volkes manche heidnischen Symbole bei ²⁾. Aber auch seine Nachfolger, so entschiedene und orthodoxe Christen sie waren, blieben nicht frei von solcher Mischung heterogener Vorstellungen; und selbst in den ersten christlichen Gemeinden noch vor der Constantinischen Zeit hatte sie sich geltend gemacht und erhielt sich noch lange Jahrhunderte. Von einer Schuld im moralischen Sinne des Wortes, oder auch nur von einer falschen Maassregel, die man hätte vermeiden sollen, kann dabei nicht die Rede sein. Einer ererbten, auf der Arbeit vieler Jahrhunderte beruhenden Bildung kann man sich nicht beliebig entäussern, nicht über Nacht eine andere schaffen; sie ist die innere Sprache, ohne welche man weder denken, noch Gedanken mittheilen kann. Sie wird allerdings durch neue Thatsachen und Richtungen anders bestimmt und umgewandelt, aber das geschieht höchst allmählig, entzieht sich der Macht und dem Willen des Einzelnen. Das Nachweisbare solcher Vermischung, die Herübernahme gewisser heidnischer Symbole auf christliches Gebiet ist dabei minder bedeutend. Wenn die

¹⁾ Augustin. Epist. 154. Braun, die Capitele S. 29.

²⁾ Vgl. die meisterhaften Schilderungen des Mannes und des Jahrhunderts bei Burckhardt, die Zeit Constantin des Grossen, Basel 1853.

Christen schon in ihrem frühen, verborgenen Walten die schöne heidnische Sage von Orpheus als ein passendes Gleichniss für die stille und mächtige Wirksamkeit des Heilandes sich angeeignet, wenn sie in Erinnerung und weiterer poetischer Ausbildung eines Wortes Christi die Weinrebe und somit Hergänge, die früher auf bacchische Mysterien gedeutet waren, in den Kreis ihrer Darstellungen aufnahmen, wenn sie endlich vermöge der natürlichsten und auch im alten Testamente wie in den Reden Christi so oft und bedeutsam verwendeten Symbolik sich Gott und die Wirkungen des göttlichen Geistes durch das Gleichniss der Sonne und des von ihr ausstrahlenden Lichtes versinnlichten und darauf kirchliche Gebräuche gründeten, die eine gewisse Verwandtschaft zu denen des vielgestaltigen Sonnencultus hatten, so war das alles theils unvermeidlich, theils unschädlich oder selbst heilsam. Eine ernsthafte Verwechslung Christi mit dem heidnischen Helios oder einer ähnlichen Gestalt orientalischer Mythen konnte dadurch nicht entstehen. Auch die Beibehaltung der Personification sowohl von abstracten Begriffen als von Localitäten, welche sich bekanntlich durch das ganze Mittelalter in Byzanz und theilweise im Abendlande erhielt, konnte kaum nachtheilig wirken. Um so wichtiger aber war die innerliche, nicht nachweisbare Mischung auf sittlichem wie geistigem Gebiete, welche den Gedanken und Entschlüssen die Klarheit und Unbefangenheit raubte, die Hergänge verwirrte, dem Auge, wenigstens dem geistigen, nur undeutliche Bilder darbot, und dem Schönheitssinne die Nahrung und Bildungsmittel entzog. Auch die bildende Kunst hängt wesentlich von dieser Klarheit und Sicherheit des Geistes ab. Die Natur bleibt freilich dieselbe, aber sie giebt die Offenbarung ihrer Schönheit nur dem vorbereiteten, dazu gebildeten Auge; es gehört ein fester Standpunkt dazu, um die zerstreuten Züge des Schönen in ihr herauszufinden und zu einem Idealbilde zu vereinigen¹⁾. Und dieser feste und gemeinsame Standpunkt fehlt jeder Uebergangszeit, fehlte besonders dieser, die im Beginne des grössesten Ueberganges stand, den die Völker jemals erlebt haben. Kein Wunder daher, dass die Kunst sich nicht erhielt, und dass wir in ihren Leistungen den allgemeinen Charakter der Zeit, das Unsichere und Nebelhafte, den Wechsel der Erscheinungen, die Schärfe der Contraste, die schwülstige Pracht und die nüchterne Einfachheit in ungünstiger Weise hervortreten sehen.

¹⁾ Ein geistreicher und liebenswürdiger Schriftsteller hat alles Ernstes die Vermuthung aufgestellt, dass bei der Mischung der antiken Völker mit Barbaren, bei den Seuchen und andern Leiden dieser Zeit die Menschen auch physisch entartet gewesen und den Künstlern nur hässliche Züge geboten hätten. Allein die Thatsache ist unermesslich und würde den Verfall der Kunst noch keineswegs erklären, da bekanntlich das Auge des Künstlers die Elemente der Schönheit oft auch in solchen Zügen entdeckt und benutzt, welche dem Laienauge nichts oder nur Ungefälliges darbieten.

Indessen leiden die verschiedenen Künste dadurch nicht in gleichem Maasse und die wenig befriedigende Erscheinung, welche sich auf den ersten Blick darbietet, enthält doch bei längerer Betrachtung manche ansprechende Züge eines neu erwachenden Geistes; auch hier unter den Trümmern des Verfalls Vorzeichen eines neu aufkeimenden Lebens.

Zweites Kapitel.

Die Architektur in der Zeit des Verfalls.

Die Tempel der Götter bestanden beim Beginne dieses Zeitabschnittes in unerschütterter Festigkeit, neue Eroberungen, welche mit römischen Bauten zu versehen gewesen wären, wurden nicht gemacht. Dennoch fehlte es keineswegs an Aufgaben der Baukunst, in welchen sie mit der Pracht des frühern Zeitalters wetteifern konnte. An mehreren Stellen sind uns umfassende Werke übrig geblieben.

Zunächst sind hier die Ueberreste zweier Städte des Orients zu erwähnen, welche wenigstens zum Theil in dieser Periode entstanden sein mögen, und auch, so weit sie älter sind, dennoch dem Styl dieser Zeit nahe stehen. Es sind dies Heliopolis und Palmyra. Heliopolis oder Baalbek in Syrien war der alte Sitz der Verehrung des Sonnengottes, des Jupiter-Helios. Wie ich schon oben anführte, gewann dieser Cultus unter Septimus Severus, dessen Gemahlin aus diesen Gegenden stammte, Einfluss in Rom. Unter seiner Regierung, oder der der nächsten Nachfolger werden daher die prachtvollen Bauten ihren Anfang erhalten haben, unter deren Trümmern die eines grossen Tempels mit zwei gewaltigen Vorhöfen, eines kleineren und eines runden Baues wichtig sind. Hier finden wir denn schon manche eigenthümliche Abweichungen von dem früheren römischen Style. Der erste Vorhof des grossen Tempels hat die auffallende Form eines Sechsecks. Beide Tempel sind in länglich rechtecklicher Form, im Aeussern mit einem Peristyl, im Innern der grössere mit freistehenden Säulen, der kleinere mit Halbsäulen. Dieser hat im Hintergrunde eine Tribune, zu welcher man auf mehreren Stufen gelangt, ähnlich dem hohen Chor christlicher Kirchen. Der runde Tempel ist noch ungewöhnlicher, indem seine Vorderseite einen geradlinigen, viersäuligen Portikus hat und vier andere Säulen in weiten Zwischenräumen den Rundbau umgeben, ohne einem Umgang zu bilden, indem der hohe Unterbau sich ihnen eng anschliesst und zwischen ihnen Nischen bildet.